

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 22 (1932)

Heft: 29

Artikel: Meereswellen

Autor: Siebel, Johanna

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-645010>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 29.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

doch werden sehr viele genötigt, auswärts ihr Brot zu suchen. Der Boden langt nicht für alle und außer der von der Mode abhängigen Holzschnitzlerei hat keine größere Industrie Platz gewonnen. In aller Welt sind Brienzer, und die meisten finden durch Anstelligkeit ihr Auskommen in den verschiedensten Berufen. Aber auch bei äußerem Wohlergehen vermissen sie die alte Heimat; Besuche und Briefe aus der Fremde sprechen laut davon. „Mir fehlt der See“, heißt es oft. Aber es ist nicht der See allein, den sie vermissen; es ist der Mutterlaut der alten Sprache und die Seele einer Landschaft, die so lieb ist zu ihren Kindern und sie doch hart in die Fremde treibt, weil daheim nur die Berge, nicht aber die Menschen steinreich sind.

F. B.

Meereswellen.

„Bist du auch so trunken von Licht?“ fragte die zweite Welle die erste, die ihren Strahlenschaum hoch, in sprühenden, glitzernden Zacken, in tausend und abertausend wehenden, milchweißen Tropfen der Sonne entgegenhob. „Bist du auch so trunken von Licht?“ rauschte sie, rauschte sie.

Bevor indessen die erste Welle Antwort geben konnte, hatte deren herrliche funkelnende Schaumkrone schon das Ufer erreicht, zerteilte sich, breitete sich in gleißenden Perl schnüren aus über den goldenen Sand, als möchte sie sich in letzter sehnüchtiger Umarmung an ihn klammern, ihn festhalten, als könne sie das tieflare Himmelslicht nicht lassen. Doch trotz ihrem Widerstreben wurde sie aufgesogen vom Sand, der das letzte Schaumperlchen der strahlenden Wellenkronen lautlos und unablässig in sich hineintrank. Einen Augenblick später zerteilte die rauschende, lichttrunkene, fragende zweite Welle desgleichen ihre selige Schönheit zerstreuend und zerstreuend am Ufer, leise verschwindend im Sand wie ihre vorangegangene Schwester.

Aber aus der unendlichen und ewigen Bewegung des Meeres emporwachsend, emporrauschend, hoben und reckten und dehnten immer neue Wellen ihre Schaumkronen der Sonne zu.

Und immer wieder fragte eine zweite Welle die erste: „Bist du auch so trunken von Licht?“

Ach, alle Bewegung, alles Leben ist ein ewiges Emporsteigen, ein kurzes, atemberaubend seligendes Zittern und Beben in der Sonne, in der Schönheit, im blauen von Wundern durchwehten Tag, und ein ewiges Vergehen und Wiederversinken im Wesenlosen.

Und aus dem Wesenlosen steigt in verborgener, geheimnisreicher, ewiger Bewegung wie Meeresswogen immer wieder das Neue empor.

Und immer wieder fragt eine zweite Welle die erste: „Bist du auch so trunken von Licht?“

Johanna Siebel.

Der Sohn des großen Korsen.

Zum 100. Todestag des Herzogs von Reichstadt, 22. Juli 1932.

Am 22. Juli 1832 schloß zu Schönbrunn bei Wien im Alter von erst 21 Jahren der Sohn Napoleon I., der unglückliche „König von Rom“, seine Augen. Ein Prinzenschicksal von erschütternder Tragik! Am 21. März 1811, morgens früh um fünf Uhr, verkündete hundert Kanonenschüsse und die Glöden der Notre-Dame den Parisiern die glückliche Geburt eines Thronerben, der auf den Namen Napoleon Franz Josef Karl getauft wurde. Ungeheuer war der Jubel, nicht nur in Frankreich, auch bei uns. Hören wir, wie man in der Schweiz die Runde der Geburt des Königs von Rom, diesen Titel hatte Napoleon dem Kleinen in die Wiege gelegt, aufnahm. Am 23. März brachte Graf Talleyrand dem schweizerischen Bundesoberhaupt Grimm in Solothurn die Nachricht von der Niederunft der Kaiserin Marie Luise. Sogleich donnerten die Kanonen und feierten das glückliche Familienereignis des „hochherzigen Vermittlers“. Am 24. März war in der St. Ursuskirche zu

Solothurn ein feierliches Hochamt, an welchem alle Amtspersonen teilnahmen. In Bern war schon am Abend zuvor ein Pariser Gilbote mit der Nachricht eingetroffen. Der Große Rat sandte eine Abordnung an die Gesandten von Frankreich und Österreich. Am 31. März predigte der Pfarrer Müslin im Münster, wie der Mann der Borsehung, der unsere Heimat den Zerwürfnissen entrissen und die schweizerische Republik über acht Jahre mitten unter den größten Länderverheerungen mit besonderer Vorliebe in Ruhe und Frieden beschützt habe, dieselbe ihrem edlen Zweck immer näher bringend, ihr fortdauernd Beweise seiner Geflogenheit gebe. Ende seine Predigt mit einem Gebet, Gott möchte das neugeborne Friedenspfand zum Wohle der Menschheit bewahren, daß er einst nach dem Vorbilde seines erhabenen Vaters die Biederkeit und Bundesstreue des schweizerischen Volkes schützen und die zum Glück der Schweizer unentbehrliche Unabhängigkeit und die republikanische Verfassung behüten möge. Die Sänger und Sängerinnen der bernischen Musiggesellschaft sangen das Te Deum. Dann offizierte der Stadtrat dem diplomatischen Corps im Antikenaal ein Gastmahl. Am andern Tage wurde das Te Deum vor dem Hause des französischen Gesandten nochmals gesungen. Ein Fest auf der französischen Gesandtschaft, wie Bern noch keines gesehen, beschloß die Festlichkeiten. Tauende von Lampen erleuchteten den Erlacherhof und unter den durchscheinenden Gemälden erwachte besonders eines Aufsehen: Ein mit einer Glorie umgebenes Kind mit einem Delzweig in der Hand darstellend und mit der Inschrift: „Es sichert das Heil des Universums!“ In Aarau feierte man die Geburt in einem Nationalfest. Grossratspräsident Friedrich sagte in seinem Toast, das erste Lächeln des Kindes in den Tuilerien habe den „Krieg entwaffnet“, die Völker und Fürsten „in Liebe vereint“. Die Herren des Waadtlandes befahlen ihren Predigern, in ihren Gebeten die Worte anzubringen: „Segne den erlauchten Kaiserjohann, möge er reich werden an Gaben und Glück. Und wie er einst an den Schweizern stets eine treue Nation haben wird, so mögen diese stets einen Freund und Schirmer ihrer Konstitution in ihm besitzen“. In Basel defamierte ein Ratscherr Verse. In Frauenfeld ging es ebenfalls hoch her. Ein Transparent zeigte Frankreichs Adler die Flügel über die 19 souveränen Stände der Eidgenossenschaft breiten und die Inschrift: „Napoleon Franz Karl Josef, die Hoffnung der Welt!“ Nur Zürich unterließ besondere Veranstaltungen, habe aber hernach, sagt Oehsli, Gewissensbisse gehabt.

Und so ging es natürlich allenthalben in Europa. Nie ist die Geburt eines Kindes derart gefeiert worden, weder vorher, noch nachher. Umso tragischer mutet uns das Prinzenschicksal an. Vorerst fühlte sich Napoleon zwar glücklich, beschäftigte sich erstaunlich viel mit dem Kinde. Der Feldzug nach Russland kam, die unglücklichen Schlachten in Deutschland schlossen sich an. Am 6. April 1814 dankte Napoleon zugunsten seines Sohnes ab. Marie Luise trennte sich von dem auf Elba verbannten Gatten. Sie schrieb ihrem Vater: „Alles, was ich wünsche, ist, daß Sie ihn sehen könnten, dieses unglückliche Kind, welches unzuhörig von allen Fehlern seines Vaters ist, das nicht verdient, eine so traurige Lage mit ihm zu teilen.“

Am 23. April 1814 reiste Marie Luise mit dem kleinen „König von Rom“ nach Wien. Alles, was französisch anmutete, wurde aus der Umgebung des Prinzen entfernt, der den Titel eines Herzogs von Reichstadt erhielt. Der Kleine zeigte nach den übereinstimmenden Aussagen von Zeitgenossen einen lebhaften Geist. Seinen Vater vergaß er nicht. Einmal fragte er seinen Lehrer Foresti: „Ist mein teurer Vater, da er so viel Unheil angerichtet hat, ein Verbrecher?“ Foresti antwortete taktvoll: „Nicht von uns hängt es ab, ein Urteil über ihn zu fällen. Lieben Sie nur weiter Ihren Vater und beten Sie für ihn!“ Für den Soldatenberuf zeigte der junge Napoleon nicht nur ausgesprochenes